

Wilhelm Rotthaus

Beziehungsgeschöpf Mensch

Übergänge zu einem
neuen Selbstbild

2025

Mitglieder des wissenschaftlichen Beirats des Carl-Auer Verlags:

Prof. Dr. Dr. h. c. Rolf Arnold (Kaiserslautern)
Prof. Dr. Dirk Baecker (Dresden)
Prof. Dr. Ulrich Clement (Heidelberg)
Prof. Dr. Jörg Fengler (Köln)
Dr. Barbara Heitger (Wien)
Prof. Dr. Johannes Herwig-Lempp (Merseburg)
Prof. Dr. Bruno Hildenbrand (Jena)
Prof. Dr. Karl L. Holtz (Heidelberg)
Prof. Dr. Heiko Kleve (Witten/Herdecke)
Dr. Roswita Königswieser (Wien)
Prof. Dr. Jürgen Kriz (Osnabrück)
Prof. Dr. Friedebert Kröger (Heidelberg)
Tom Levold (Köln)
Dr. Kurt Ludewig (Münster)
Dr. Burkhard Peter (München)
Prof. Dr. Bernhard Pörksen (Tübingen)
Prof. Dr. Kersten Reich (Köln)
Dr. Rüdiger Retzlaff (Heidelberg)

Prof. Dr. Wolf Ritscher (Esslingen)
Dr. Wilhelm Rothhaus (Bergheim bei Köln)
Prof. Dr. Arist von Schlippe (Witten/Herdecke)
Dr. Gunther Schmidt (Heidelberg)
Prof. Dr. Siegfried J. Schmidt (Münster)
Jakob R. Schneider (München)
Prof. Dr. Jochen Schweitzer † (Heidelberg)
Prof. Dr. Fritz B. Simon (Berlin)
Dr. Therese Steiner (Embrach)
Prof. Dr. Dr. Helm Stierlin † (Heidelberg)
Karsten Trebesch (Dallgow-Döberitz)
Bernhard Trenkle (Rotthaus)
Prof. Dr. Sigrid Tschöpe-Scheffler (Köln)
Prof. Dr. Reinhard Voß (Koblentz)
Dr. Gunthard Weber (Wiesloch)
Prof. Dr. Rudolf Wimmer (Wien)
Prof. Dr. Michael Wirsching (Freiburg)
Prof. Dr. Jan V. Wirth (Meerbusch)

Themenreihe »Systemische Horizonte«
hrsg. von Bernhard Pörksen
Reihengestaltung: Uwe Göbel
Umschlaggestaltung: B. Charlotte Ulrich
Redaktion: Veronika Licher
Satz: Drißner-Design u. DTP, Meßstetten
Printed in Germany
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck



Erste Auflage, 2025
ISBN 978-3-8497-0578-7 (Printausgabe)
ISBN 978-3-8497-8521-5 (ePUB)
© 2025 Carl-Auer-Systeme Verlag
und Verlagsbuchhandlung GmbH, Heidelberg
Alle Rechte vorbehalten

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Informationen zu unserem gesamten Programm, unseren Autoren
und zum Verlag finden Sie unter: <https://www.carl-auer.de/>
Dort können Sie auch unseren Newsletter abonnieren.

Carl-Auer Verlag GmbH
Vangerowstraße 14 • 69115 Heidelberg
Tel. +49 6221 6438-0 • Fax +49 6221 6438-22
info@carl-auer.de

Inhalt

1	Einleitung	7
2	Menschenbilder	13
2.1	Der Mensch verhält sich so, wie er denkt zu sein	13
2.2	Wie kann der Übergang zu einem neuen Selbstbild gelingen?	15
	<i>Drei Schritte der Transformation: Erschütterung, Öffnung, Neuausrichtung</i>	15
	<i>Ein neues Narrativ über das Selbstbild des Menschen erzählen</i>	20
2.3	Die Vielfalt der Menschenbilder	22
2.4	Überzeugungen über das Selbst in unterschiedlichen Kulturen	28
2.5	Die seltsamsten Menschen der Welt	31
3	Das Selbstbild des Individuums, seine Zuspitzung und sein Scheitern	36
3.1	Gesellschaftliche Einflussfaktoren für die Erfindung des Individuums	36
3.2	Die vier großen Kränkungen des Individuums	39
3.3	Rettungsversuche für das Menschenbild des Individuums	42
3.4	Soziales Verhalten stand am Anfang der Entwicklung des Menschen	45
3.5	Gegenseitige Hilfe in der Tier- und Menschenwelt	49
3.6	Zuspitzung und Scheitern des Individuums	53
	<i>Exkurs: Vereinsamung</i>	59
	<i>Exkurs: Nation</i>	61
3.7	Das Selbstbild des Individuums – ein »Ausnahme- phänomen« in der Menschheitsgeschichte	63
4	Übergänge zu einem Selbstbild der Bezogenheit	66
4.1	Die Notwendigkeit eines neuen Menschenbildes	66
4.2	Der Mensch als ein Beziehungsgeschöpf	67
	<i>Das Menschenbild der Prozess- oder Figurationssoziologie von Norbert Elias</i>	69

<i>Das Menschenbild des relational being von Kenneth Gergen</i>	70
<i>Das Bild der Person als »dynamisches Feld« nach Tim Lomas</i>	75
<i>Merkmale eines beziehungsorientierten Menschenbildes</i>	78
4.3 Mitgefühl als Grundlage der Beziehung zu anderen Menschen, den Tieren und der nicht lebenden Natur	80
<i>Die Mitleidsethik Arthur Schopenhauers</i>	80
<i>Die Spiegelneurone als neuronale Grundlage des Mitgefühls</i>	83
<i>Kooperationsverhalten im Wir-Modus</i>	85
4.4 Ein gutes Leben besteht aus guten Beziehungen	87
4.5 Zusammenhalt und Solidarität	89
<i>Exkurs: Solidarische Care-Ökonomie</i>	92
4.6 Dem Leben einen Sinn geben	96
4.7 Mitgefühl und Solidarität mit den Mitgeschöpfen	101
<i>Exkurs: Die Selbstauflösung von zoologischen Gärten</i>	105
4.8 Die Natur als Rechtssubjekt	106
4.9 Ideen für ein beziehungsorientiertes Zivilrecht	108
4.10 Ideen für ein beziehungsorientiertes Deliktrecht	112
4.11 Ein zukünftiges Konzept von Freiheit	116
4.12 Bildung für alle in Lernzentren für alle	121
4.13 Die Universität der Zukunft	127
4.14 Fairness und Gerechtigkeit	131
5 Abschluss	139
Anmerkungen	141
Literatur	144
Über den Autor	155

4 Übergänge zu einem Selbstbild der Bezogenheit

4.1 Die Notwendigkeit eines neuen Menschenbildes

Der erste Hauptteil dieses Buches war dem Anliegen gewidmet, Zweifel und Verunsicherung im Hinblick auf die Selbstverständlichkeit und Unhinterfragbarkeit des individuumszentrierten Menschenbildes zu wecken und damit eine Offenheit für die Suche nach dem Menschenbild zu schaffen, das in Zukunft an die Stelle des individualistischen Menschenbildes treten könnte. Auf die Notwendigkeit eines neuen Menschenbildes, das als Basis dafür dienen kann, die erforderlichen Schritte zur Linderung der Klima- und Biodiversitätskrise tatsächlich zu vollziehen, wird von vielen Seiten hingewiesen.

So schreibt Rutger Bregman¹⁰⁴:

»Wenn wir über die größten Herausforderungen unserer Zeit sprechen – von der globalen Erderwärmung bis zum schwindenden gegenseitigen Vertrauen –, glaube ich, dass deren erfolgreiche Bewältigung mit der Entwicklung eines anderen Menschenbildes beginnt.«

Und Metzinger¹⁰⁵, der vor allem die Fortschritte der Neuro-, Informations- und Kognitionswissenschaften als treibende Kraft für eine – wie er es nennt – »neue Bewusstseinskultur« betrachtet, schreibt:

»Fest steht: Unser eigenes Bild von uns selbst wird sich bald auf dramatische Weise verändern. ... Wir bewegen uns auf ein grundlegend neues Verständnis dessen zu, was es heißt, ein Mensch zu sein. Wie sollen wir uns die Beziehung zwischen Gehirn und Bewusstsein denken? Gibt es so etwas wie eine Seele – eine geistige Substanz im ontologischen Sinn, die auch allein, aus eigener Kraft existieren könnte? Gibt es eine überzeitliche mentale Essenz, einen unveränderlichen Kern der Persönlichkeit? Was genau meinen wir eigentlich, wenn wir von ›Willensfreiheit‹ sprechen; was bedeutet es, dass wir für manche unserer Handlungen verantwortlich sind, für andere dagegen nicht? Gibt es angesichts der vielen neuen Einsichten über die objektiven Entstehungsbedingungen des subjektiven Erlebens noch berechtigte Hoffnung auf eine gehirnunabhängige Existenz des Bewusstseins, z. B. nach dem körperlichen Tod? Aus neuen Antworten auf solche klassischen philosophischen Fragen

ergibt sich Schritt für Schritt auch ein neues, ein verändertes Gesamtbild des Menschen. Das allgemeine Bild vom Menschen wiederum ist aber eine der wichtigsten Grundlagen unserer Kultur. Seine Besonderheit besteht darin, dass es sehr subtil und doch wirksam die Art und Weise beeinflusst, wie wir im Alltag miteinander umgehen und uns selbst erleben. Deshalb wird die oben angedeutete Entwicklung auch kulturelle und gesellschaftliche Konsequenzen nach sich ziehen und schließlich unser aller Leben beeinflussen.«

Und an anderer Stelle:

»Ich behaupte: Die oben angesprochene Flut immer neuer empirischer Daten erzwingt bereits jetzt eine rationale Revision unserer kulturell und lebensweltlich verankerten Begriffe von Subjektivität und Selbstbewusstsein, von Personalität, Zurechenbarkeit und moralischer Vernunft. Wer sich zu einer solchen Revision als nicht fähig erweist, der wird leicht zur Zielscheibe für Zweifel an seiner eigenen Rationalität. Auch wenn Kernbegriffe wie ›Person‹ oder ›Subjekt‹ nicht in einem strengen philosophischen Sinne auf empirische Daten zurückgeführt werden können, so ist doch mehr als deutlich, dass die Masse der verfügbaren empirischen Daten einer Interpretation bedarf, die allem Anschein nach viele der impliziten philosophischen Annahmen in unserem Alltagsgebrauch von zentralen Begriffen wie ›Selbst‹, ›subjektiv‹ oder ›Verantwortlichkeit‹ unhaltbar werden lässt.«¹⁰⁶

4.2 Der Mensch als ein Beziehungsgeschöpf

*»Das Geschöpf, das gegen seine Umgebung siegt, zerstört sich selbst.«
Bateson 1983, S. 632*

Welche Bedeutung die Erfindung und weitere Ausarbeitung der Idee des Individuums für das grundlegende Selbst- und Weltverständnis des Menschen, für sein Denken, Fühlen und Handeln und damit für seinen Umgang mit anderen Menschen, mit anderen Tieren und mit dem Planeten als Ganzem hatte und hat, ist – so hoffe ich – aus der Darstellung deutlich geworden. Dabei handelt es sich tatsächlich ja nur um eine Idee, wenn man genau hinschaut: um eine Fiktion. Der Mensch ist als Individuum gar nicht lebensfähig. Sein wichtigstes Organ, sein Gehirn, kann sich nur in sozialen Kontakten entwickeln, und die braucht es über nahezu zwei Jahrzehnte, um zumindest einen vorläufigen Abschluss zu erreichen. Und auch in seinem weiteren

Leben ist der Mensch existenziell auf den anderen angewiesen. Bertolt Brecht formuliert das beispielsweise unter dem Gesichtspunkt der zwangsläufigen Wechselseitigkeit der Beziehung von »Herr« und »Knecht« mit dem schlichten Satz: »Denn die kleinste gesellschaftliche Einheit ist nicht der Mensch, sondern zwei Menschen.«¹⁰⁷

Sehr früh und leidenschaftlich hat Gregory Bateson auf die Bedeutung der Beziehungen für das Verständnis menschlichen Verhaltens verwiesen. So schrieb er:

»Es ist richtig (und eine große Verbesserung), wenn man anfängt, über die beiden Parteien der Interaktion so nachzudenken wie über zwei Augen, von denen jedes eine monokulare Sicht des Geschehens gibt, beide zusammen aber ein binokulares und tiefes Bild entstehen lassen. Diese doppelte Sicht ist die Beziehung. Eine Beziehung existiert nicht innerhalb einer einzelnen Person. Es ist Unsinn, von ›Abhängigkeit‹, ›Aggressivität‹ oder ›Stolz‹ usw. zu reden. Alle diese Wörter haben ihre Wurzeln in dem, was zwischen Personen vor sich geht, und nicht in irgendeinem Innerhalb einer Person, was es auch sein mag.«¹⁰⁸

Menschen sollten wie alle Lebewesen als Beziehungsgeschöpfe betrachtet werden, deren Denken, Fühlen und Handeln immer nur im Kontext ihrer jeweils wichtigsten Bezugspersonen zu verstehen ist. Luhmann formuliert dazu:

»Faktisch ist denn auch eine Handlung nie voll durch die Vergangenheit des Einzelmenschen determiniert. Zahlreiche Untersuchungen haben die Grenzen der Möglichkeit psychologischer Handlungserklärung aufgedeckt. Zumeist dominiert ... die Situation die Handlungsauswahl. Beobachter können das Handeln sehr oft besser auf Grund von Situationskenntnis als auf Grund von Personenkenntnis voraussehen, und entsprechend gilt ihre Beobachtung von Handlungen oft, wenn nicht überwiegend, gar nicht dem Mentalzustand des Handelnden, sondern dem Mitvollzug der autopoetischen Reproduktion des sozialen Systems. *Und trotzdem wird alltagsweltliches Handeln auf Individuen zugerechnet* [Hervorhebung i. Orig.]. Ein so stark unrealistisches Verhalten kann nur mit einem Bedarf für Reduktion von Komplexität erklärt werden.«¹⁰⁹

Heinz von Foerster^{VI} hat in seinen Vorträgen und Seminaren das »Cogito, ergo sum« von Descartes immer wieder umformuliert in

VI Persönliche Mitteilung.

ein »Cogitamus, ergo sum«^{VII}, nicht zuletzt, weil es ein Denken ohne die Gemeinschaftsleistung Sprache nicht oder nur in rudimentären Formen gibt. Gergen¹⁰ spricht dementsprechend von »Communicamus, ergo sum«^{VIII}.

Das Menschenbild der Prozess- oder Figurationssoziologie von Norbert Elias

Norbert Elias (1976) kennzeichnet mit dem Begriff des »Homo clausus«^{IX} das Bild des Individuums, das sich selbst als einzelnes, in sich geschlossenes, von allen anderen Menschen abgetrenntes Wesen versteht, das im Wesentlichen unabhängig von der äußeren Welt existiert. Sein Selbstbild wird durch die Raummeterapher des »Innen« und »Außen« bestimmt:

»Im ›Inneren‹ des Menschen existiere demnach ein ›Kern(selbst)‹, ein ›eigentliches Selbst‹, das von der Außenwelt wie von einer Mauer umschlossen und abgetrennt sei. Der menschliche Leib werde dabei als das ›Gefäß‹ bzw. die menschliche Haut als die Grenze des menschlichen Selbst angesehen. Somit ... wähne der homo clausus sich als ein an sich völlig freies, völlig unabhängiges, autonomes Wesen.«¹¹

Elias (1976) formuliert die schöne Metapher:

»Das durch derartige Sprach- und Denkkonventionen heraufbeschworene Bild ist das einer hohen Mauer um ein einzelnes Individuum herum, von der herab geheimnisvolle Zwerge – die ›Umwelteinflüsse‹ – kleine Gummibälle nach dem Betreffenden werfen, die bei ihm ›Ein-drücke‹ hinterlassen.«¹²

In seinem Gegenentwurf versteht Elias (1976) den Menschen als ein Wesen, das mit anderen Menschen Geflechte wechselseitiger Abhängigkeit bildet, die er als »Figurationen« bezeichnet. Menschen würden von Geburt an immer nur in und durch vielfältige Beziehungsnetze und Verflechtungszusammenhänge existieren, die sich in einem stän-

VII Mit seiner Formulierung »cogito, ergo sum« (= ich denke, also bin ich) beschreibt Descartes die Idee des Individuums, das seine Existenz nicht mehr von Gott, sondern von seiner Vernunft ableitet. Von Foerster verwies demgegenüber mit seiner Umformulierung in »cogitamus, ergo sum« (= wir denken, also bin ich) auf die Tatsache, dass ein isoliertes Individuum ohne Beziehung zu anderen gar nicht lebensfähig ist.

VIII »Communicamus, ergo sum« (= wir kommunizieren, also bin ich).

IX »Homo clausus« (= der in sich abgeschlossene Mensch).

digen Wandel befinden. Sie leben notwendigerweise in verschiedensten und vielfältigsten Abhängigkeitsbeziehungen miteinander. Wenn Menschen über Menschen nachdenken, sollten sie deshalb nicht das Bild von einem einzelnen Menschen haben, sondern von vielen wechselseitig abhängigen, in vielfältige menschliche Beziehungen eingebundenen »offenen« Menschen, sogenannten »Homines aperti«^X. Der Begriff der Figuration zielt auf den Sachverhalt, dass der einzelne Mensch immer Geprägter wie Prägender, immer »Münze und Prägestock« zugleich sei. Je mehr Menschen allerdings in einer Figuration voneinander abhängig sind, desto undurchschaubarer und unkontrollierbarer wird die Situation für den Einzelnen, umso mehr erlangt die Verflechtung der Menschen eine relative Autonomie gegenüber den Zielen und Absichten der sie bildenden Menschen. Elias betont zudem, dass die Beziehungen zwischen den Elementen keineswegs etwas Nachträgliches seien. Vielmehr sei es angemessener, von den Beziehungen her auf das Bezogene hin zu denken.

Elias (1976) verweist auf die große Schwierigkeit, eine solche Sichtweise auf den Menschen mit den durch das Menschenbild des Individuums geprägten Sprach- und Denkmitteln zu beschreiben. So trage aus Sicht des Individuums alles außerhalb seiner selbst den Charakter von zumeist ruhenden Objekten, die dadurch verdinglicht würden und ihren Prozess-, Beziehungs- und Funktionscharakter verlören. »Als Beispiel« – so Künkler¹³ – »dient Elias der Begriff des Windes: ›Wir sagen: Der Wind weht, als wenn der Wind ein zunächst ruhendes Etwas wäre, das sich zu einem bestimmten Zeitpunkt in Bewegung setzt und zu wehen beginnt – als ob der Wind etwas anderes wäre als das Wehen, als ob es auch einen Wind geben könnte, der nicht weht.« Elias plädiert deshalb dafür, neue Sprech- und damit Denkinstrumente zu entwickeln, das heißt, eine neue Sprache aufzubauen, mit der die sozialen Verflechtungszusammenhänge angemessener beschrieben werden können.

Das Menschenbild des *relational being* von Kenneth Gergen

Kenneth Gergen hat diese Sichtweise in für mich faszinierender Weise weiterverfolgt und kommt bereits 1996 letztlich zu einer gedanklichen »Auflösung der Kategorie des Selbst«. Er formuliert dort:

X »Homines aperti« (= offene Menschen).

»Man kann nicht immer sicher ermitteln, was es heißt, eine bestimmte Person – männlich oder weiblich – oder sogar eine Person überhaupt zu sein. Während die Kategorie der individuellen Person aus dem Blickfeld weicht, rückt das Bewusstsein der Konstruktion in den Brennpunkt. Wir erkennen zunehmend, dass wer und was wir sind, nicht so sehr das Ergebnis unseres ›persönlichen Wesens‹ (wahrer Gefühle, tiefer Überzeugungen und dergleichen) ist, sondern dessen, wie wir in unterschiedlichen sozialen Gruppen konstruiert sind. ... Beziehungen machen das Selbstkonzept möglich. Dinge, die vorher der Besitz des individuellen Selbst waren – Autobiografie, Gefühle und Moral –, werden zum Besitz von Beziehungen. Wir scheinen allein dazustehen, sind aber Manifestation der Bezogenheit.«¹⁴

2009 erschien Gergens Buch mit dem Titel *Relational being* – in der deutschen Übersetzung 2021 unglücklicherweise mit dem Titel *Die Psychologie des Zusammenseins*. Im Prolog charakterisiert er sein Werk als den Versuch, menschliches Denken und Handeln so zu beschreiben, dass die Prämisse, jedes Individuum sei in sich abgeschlossen, durch ein Bild der Bezogenheit ersetzt wird. Das verbreitete Bild des in sich abgeschlossenen Individuums und seine praktische Umsetzung in individualistischen Lebensformen sei etwas, das wir gemeinsam geschaffen haben. Und wenn diese Schöpfung einschränkend, unterdrückend und zerstörerisch werde (was in unserer heutigen Zeit ganz offensichtlich der Fall ist), sei es notwendig, Alternativen dazu zu entwerfen. Dazu reiche es nicht, Beziehungen zwischen ansonsten voneinander unabhängigen Individuen zu fokussieren. Vielmehr setzt er sich mit dem Prozess der Koordination auseinander, der dem ganzen Konzept des Selbst vorausgeht.

»Mein Anliegen«, so Gergen,

»ist es darzulegen, dass praktisch jede sinnvolle Handlung aus dem fortlaufenden Prozess der Bezogenheit entsteht, aufrechterhalten und/oder beendet wird. Von diesem Standpunkt aus betrachtet nun gibt es kein isoliertes Selbst oder vollkommen private Erfahrungen. Wir leben vielmehr in einer Welt der Ko-Konstitution. Wir sind immer schon das Ergebnis von Beziehungen; wir können nicht aus Beziehungen heraustreten; selbst in unseren persönlichsten Momenten sind wir nie allein. Darüber hinaus, so werde ich ausführen, hängt das zukünftige Wohlergehen des Planeten entscheidend davon ab, in welchem Ausmaß wir in der Lage sind, statt Individuen oder Gruppen den schöpferischen Prozess der Bezogenheit zu fördern und zu schützen.«¹⁵

Gergen (2021) kritisiert, dass der »Westen« das Gefühl, ein eigenständiges Ich zu besitzen, für »naturgegeben« hält, etwas, »das einfach so ist«. Diese individualistische Tradition stelle aber eine Bedrohung für die gesamte Welt dar. Denn das Problem des Menschenbildes des Individuums liege darin, dass alles, was nicht zum »Selbst« gehört, abgewertet wird. Das verführe dazu, gegenüber anderen und anderem eine rein instrumentelle Haltung einzunehmen und diese lebenden oder nicht lebenden anderen als bloßes Mittel zum Zweck des eigenen Wohlergehens anzusehen. Zudem verführe die Isolation der Individuen voneinander zu Misstrauen, Narzissmus und Konkurrenzkampf, während Beziehungen auf unwesentliche Erlebnisse reduziert werden, die unsere Freiheit bedrohen.

»Wenn wir glauben, dass das Selbst die elementare Einheit bildet und dass die Gesellschaft sich aus individuellen Akteurinnen zusammensetzt, dann müssen Beziehungen aufgebaut, geschaffen oder repariert werden. Das Selbst wird damit zur vorrangigen Realität, während Beziehungen als künstlich und vorübergehend angesehen werden. Außerdem gelten Beziehungen nur dann als wünschenswert, wenn man nicht so gut allein zurechtkommt.«¹¹⁶

Gergen (2002b) mahnt, dass wir uns diese Selbstgewissheit nicht länger leisten können. Demgegenüber stehe das »relationale Sein« für eine Welt, die nicht in Individuen, sondern in Beziehungen gründe und dadurch am Ende die überkommenen Grenzen überwinde, die uns voneinander trennen.

Er zeigt auf, welchen Erkenntniswert es hat, die geläufigen psychischen Begriffe aus einer relationalen Perspektive zu verstehen. Damit wird beispielsweise »Denken« zu einer privaten Variante einer öffentlichen Konversation, da niemand für sich allein denken kann, ohne einer Gemeinschaft anzugehören. Denken als eine »stille Debatte« findet demnach vor einem imaginierten Publikum statt und stellt eine private Variante einer öffentlichen Konversation dar. Ebenso wie das rationale Denken entstehen auch Absichten, Erfahrungen und Erinnerungen aus Beziehungen. Sie existieren nicht im Kopf unabhängig von der Welt und von anderen, sondern verkörpern sich als Handlungen, die in Beziehungen ausgestaltet und aufrechterhalten werden.¹¹⁷

Im Weiteren verlässt Gergen die Vorstellung, unsere Emotionen seien biologischer Natur, zugunsten eines Verständnisses als Beziehungsgeschehen, bei dem das Gehirn lediglich die Grundlage für

ihre relationale Erschaffung bereitstellt. Und selbst den körperlichen Schmerz versteht Gergen in dem Sinn, dass in Reaktion auf ein körperliches Ereignis die sozial bedingte Interpretation erfolgt und das Ereignis als Überraschung, Erschrecken, in spezifischen Fällen als Lust oder eben als Schmerz interpretiert wird. Den Wert dieses neuen relationalen Selbstbildes des Menschen sieht Gergen in der Wahrnehmung der Verbundenheit mit anderen, während »die Annahme einer privaten Innenwelt es ausschließt, dass wir einander wirklich kennen können.«¹¹⁸

Gergen (2021) konzipiert die einzelne Person als *multi-being* – in der deutschen Übersetzung: als »Personenperson« – und meint damit, dass all die Beziehungen, die eine Person im Laufe des Lebens eingeht, dem Einzelnen ein vielfältiges Repertoire von Fähigkeiten zur künftigen Verwendung zur Verfügung stellen, aus dem auswählend ihm ein Dasein als eine bestimmte Art von Person möglich wird. In der alltäglichen Beziehung allerdings tritt auf diese Weise jeweils nur eine Teilperson in Erscheinung, ein »Fragment«, das wir irrtümlich für die ganze Persönlichkeit halten.

Als hilfreiches Bild zum besseren Verständnis dieser Ideen kann die Vorstellung eines dreidimensionalen Netzes dienen, in dessen Knotenpunkten sich die eigenen Beziehungsfäden mit den Beziehungsfäden anderer treffen. Der jeweilige Netzknoten ist dann der Punkt, in dem sich eine Person zum jeweiligen Zeitpunkt realisiert. Diese Person kann an einem anderen Netzknoten im Zusammenwirken mit den Beziehungsfäden Dritter eine andere Gestalt annehmen. Durch die Dreidimensionalität können Einflussfäden verbildlicht werden, die von Metaebenen wie der Sprache und den sonstigen kulturellen Einflüssen ausgehen.

Gergen selbst weiß um die Herausforderung, die sein Konzept darstellt, und er warnt seine Leserinnen und Leser:

»Die hier vorgeschlagene beziehungsorientierte Alternative zum traditionellen Bild des Selbst wird Ihnen Unbehagen bereiten. Eine kritische Auseinandersetzung mit dem Selbst hat weitreichende Konsequenzen.«¹¹⁹

In seinem Epilog resümiert Gergen, er habe sein Buch mit der Absicht in Angriff genommen, darin Ressourcen anzubieten, die uns über ein Menschenbild des Individuums hinausführen. Und er formuliert den schönen Satz:

»Das Selbst als ein Zentrum zu sehen, um das die anderen kreisen, ist nicht weniger irreführend, als die Erde zum Mittelpunkt des Universums zu erklären« (Gergen 2021, S. 423).

Deshalb arbeite er auf eine »neue Aufklärung« hin, in der die Verehrung des Selbst durch die Achtung vor der Beziehung ersetzt werde. Er sieht Anlass zu der Hoffnung, dass wir vor einer globalen Transformation des Bewusstseins stehen. Sobald das relationale Wohlergehen im Mittelpunkt unserer Anstrengungen stehe, würden wir uns einer lebensfreundlichen Zukunft nähern.¹²⁰

Für systemisch denkende Therapeutinnen und Beraterinnen sind diese Gedanken von Gergen in ihrer Konsequenz, mit der er sie verfolgt, beeindruckend, grundsätzlich aber nicht neu. Ich dokumentiere das mit der Formulierung von Olthof:

»Unser Geist [ist] nicht an einem bestimmten Punkt im Körper verortet, sondern er realisiert sich in einem Interaktionsnetzwerk, in dem das Individuum Beziehungen zu seiner Umwelt unterhält, zu Familienmitgliedern, zur Gesellschaft, zum Universum. ... Das Selbst ist nicht auf den Körper einer Person begrenzt, sondern ist Teil zahlreicher miteinander zusammenhängender Interaktionsprozesse.«¹²¹

Daraus folgert er für Beratung und Therapie, dass in einem therapeutischen Kontext das Ziel nicht darin besteht, »einen Gegensatz zwischen mir und dem/der Anderen aufzuzeigen, sondern auf Themen der Solidarität, der Zusammenarbeit, des Schutzes und der Liebe zu fokussieren.«¹²²

Kenneth Gergen überwindet mit diesem Konzept das traditionelle europäisch-westlich geprägte Menschenbild des Individuums und der daran orientierten Psychologie und entwickelt eine Sichtweise, die grundlegend für ein Menschenbild der Zukunft werden kann, das die Angewiesenheit des Menschen nicht nur auf seine Mitmenschen, sondern auf alle Mitgeschöpfe und die von allen bewohnte Umwelt (wieder) berücksichtigt und wertschätzt.

Nochmals möglichst konkret formuliert: Das Verhalten einer Person, die mir gegenüber sitzt, ist aus dieser Sicht eine Gemeinschaftsleistung von uns beiden. In einem Zusammenspiel mit meinem Gegenüber koproduziere ich dessen oder deren Verhalten. Vom ersten Augenblick an sind mein Erleben, meine Gedanken und mein Verhalten in der Begegnung durch die Beziehung zu dem Gegenüber kokonstituiert.

Unter solchen Verhältnissen ist beispielsweise Diagnostizieren in der Psychologie und der Psychiatrie ein zumindest sehr kritisch zu hinterfragendes Unterfangen, weil ich nicht weiß, wie hoch mein Anteil am gemeinsamen Handeln ist, das ich erfasse und »genau erkenne«.

Das Konzept des *relational being* erlebe ich als faszinierend und zugleich schwindelerregend. Denn es erfordert eine ständige Präsenz des Gedankens: In welcher Art bin ich an dem Verhalten des anderen beteiligt, und wie weit bin ich dafür mitverantwortlich? Ich bin aber der Überzeugung, dass es ein wichtiger Aspekt eines zukünftigen Menschenbildes sein wird, und sehe es als wegweisend und grundlegend für ein zukünftiges Selbst- und Weltbild des Menschen.

Das Bild der Person als »dynamisches Feld« nach Tim Lomas

Ein ähnliches Anliegen verfolgt Tim Lomas von der Harvard University. Er formuliert vier dichotome Unterscheidungen, die das aktuelle Menschenbild prägen, nämlich Geist versus Körper, Subjektivität versus Objektivität, das Selbst versus die Anderen (weiter gefasst: Person versus Umwelt) und das Innen versus das Außen. Mit diesen vier von ihm näher diskutierten Dichotomien werden bewusste Wahrnehmungserlebnisse, Körperempfindungen und Emotionen nach dem heutigen individuumzentrierten Menschenbild in einer autonomen, abgegrenzten Einheit innerhalb des Individuums, des Selbst, verortet, das – metaphorisch gesprochen – als Container für diese Erfahrungen dient. Die individuelle Person wird demnach durch einen privaten »inneren Raum« konstituiert, in dem sie allein existiert, über den sie allein die Kontrolle hat und durch den sie allein handelt. Nach diesem Menschenbild existieren andere Menschen entweder als externe Objekte oder als innere mentale Repräsentationen. Es ist charakterisiert durch ein individualisiertes Gefühl des Selbstseins oder – in den Worten von Taylor¹²³ – durch eine »Verdinglichung des losgelösten Ich-Singular-Selbst«, so wie es Descartes mit seinem berühmten »Cogito, ergo sum« auf den Punkt gebracht hat.

Doch schon das unterstellte Gegensatzpaar Außen versus Innen ist in der Anwendung auf den Menschen in seiner Umwelt unzutreffend. Lomas verweist auf subjektive Erfahrungen, die ihren Ursprung in der Welt zu haben scheinen, wie beispielsweise den Klang einer Glocke, und fragt: Wo ist dieser Klang? »Da draußen« in der Welt oder »hier drinnen« in meinem Kopf?

»Es gibt vier Standardantworten, von denen man sagen könnte, dass sie alle falsch sind. »Da draußen« ist falsch, denn alles, was da draußen ist, sind Licht- oder Schallwellen, nicht die Erfahrung selbst. Aber auch »hier drinnen« ist falsch, denn im Gehirn gibt es nur neuronale Signale, kein wirkliches Klingeln im Schädel. Die Behauptung, es sei beides, ist jedoch ebenfalls falsch, da die Gründe für die beiden ersten Antworten nach wie vor zutreffen. Genauso wäre es aber auch falsch zu sagen, es sei weder da draußen noch hier drinnen, denn dann wäre es nirgendwo. In solchen Fällen (d. h. bei Koans) bedeutet diese Unbeantwortbarkeit: die Frage nicht zu stellen. Ihre Prämissen sind fehlerhaft.«¹²⁴

Lomas schlägt vor, die Person – auch er benutzt, ohne Referenz auf Gergen, für Person das substantivierte Verb *being* – als ein dynamisches Feld zu betrachten. Er greift mit der Wahl dieser Metapher auf die Beschreibung elektromagnetischer Felder in der Physik zurück und bezieht sich unter anderen auf den englischen Naturforscher Michael Faraday, der bei seiner Entwicklung einer Theorie des Elektromagnetismus als Erster von Krafflinien und Feldern sprach. Faraday, so äußerte sich der schottische Physiker James Clerk Maxwell später¹²⁵, habe im Geiste die den ganzen Raum durchdringenden Krafflinien gesehen und das Wesen der reellen Wirkungen erforscht, die sich in einem Medium abspielen.

Um seine Idee zu konkretisieren, wählt Lomas die Metapher eines Magnetfelds, das die Art und Weise veranschaulicht, wie ein Magnet ein nach außen strahlendes Einflussmuster erzeugt, das auf ferromagnetische Materialien wirkt, wobei der Magnet selbst ebenfalls diesen Kräften unterliegt. Entsprechend erstreckte sich das Einflussfeld einer Person nach außen in den Raum. Wenn Menschen sich begegnen, würden ihre Felder auf komplizierte Weise interagieren, genau wie bei realen Magneten, die sich in der Nähe zueinander befinden. Lomas betrachtet dieses selbst gewählte Bild aber noch als unzureichend. Denn er führt viele gute Gründe dafür an, dass die Hautgrenze eines Menschen nicht wie beispielsweise die Grenze eines Magneten als endgültig oder absolut zu betrachten und die Person nicht als durch ihre Grenzen umschrieben anzusehen sei. Vielmehr sei diese Grenze unscharf und durchlässig, wobei die Person in vielerlei Hinsicht über ihre Grenzen hinaus in die Welt hineinrage und umgekehrt die Welt auf andere Weise in diese Grenze eindringe. Daher dürfe in der Magnet-Analogie die Person nicht einfach als ein Objekt betrachtet werden, von dem ein Feld ausgeht. Vielmehr sei die Person eher

als ein hochkonzentrierter Aspekt dieses Feldes anzusehen. Da sich diese Felder aber je nach Zahl und Art ihrer Beteiligten unterscheiden, unterscheidet sich auch das Bild der Person je nach situativem Kontext. In diesem Sinne beschreibt Lomas – ohne diesen Begriff zu verwenden – ähnlich wie Gergen die Person als *multi-being*, als eine »Personenperson«, von der wir in der Alltagsbegegnung jeweils nur einen Teil zu sehen bekommen.

Es ist wahrscheinlich kein Zufall, dass Tim Lomas für die Darstellung seiner beziehungsorientierten Sicht der Person Metaphern aus der Physik entlehnt hat. Denn das Denken in Beziehungen ist seit Beginn des 20. Jahrhunderts in der Physik sehr einflussreich geworden. Man spricht von einem *relational turn*, einer relationalen Wende. So werden in der Teilchenphysik nicht mehr Teilchen im Sinne von letzten Bausteinen der Materie erforscht, sondern die durch Beziehungen sich wechselseitig konstituierenden Energiefelder. Danach bestehen Menschen ebenso wie die Dinge unserer Umwelt und die Planeten und Galaxien nur aus drei Teilchenarten: den positiv geladenen Protonen, den elektrisch neutralen Neutronen und den negativ geladenen Elektronen. Protonen und Neutronen sind die Bausteine des Atomkerns, der von einer Hülle aus Elektronen umgeben ist. Zwischen ihnen besteht ein Kraftfeld, das elektromagnetische Feld, das das Elektron am Kern hält. Wir bestehen also eigentlich nur aus Feldern, zumindest auf dieser quantenmechanischen Ebene.^{XI}

Zum anderen veranschaulicht die Metapher des Feldes, wie eng Menschen nicht nur mit anderen Menschen, sondern mit der gesam-

XI Diese im Grunde aberwitzige Situation kann veranschaulicht werden, indem man sich ein Wasserstoffatom so groß wie ein Fußballfeld vorstellt. Das Elektron saust rund um den Atomkern auf dem innersten Tribünenrang im Stadion, so nahe es nur irgendwie dem Kern kommen kann. Der Atomkern wäre in diesem Stadion-Bild groß wie ein Reiskorn am Anstoßpunkt im Mittelkreis. Draußen saust das Elektron herum und ist für die chemischen Verbindungen und so weiter zuständig. Und dazwischen ist: nichts bzw. nichts als ein Kraftfeld, das elektromagnetische Feld, das das Elektron auf seiner Bahn um den Kern hält.

Das Proton im Atomkern besteht seinerseits wieder aus Teilchen, den sogenannten Quarks. Aber eigentlich besteht das Proton auch wieder nur aus Energie, denn die Massen der beiden Quarks reichen nicht aus, um die Masse des Protons zu erklären. Die Verbindung der beiden Quarks, die Bindungsenergie, die zwischen diesen beiden Elementarteilchen existiert, kann man in Masse umrechnen. Man stellt dann fest: Die ganze Materie auf der Welt besteht fast ausschließlich aus Bindungsenergie. Es gibt also gar nicht so richtig etwas, das man anfassen kann. In dieser materiellen Welt ist praktisch nur noch Energie, das heißt: die Fähigkeit und Möglichkeiten, in irgendeiner Weise auf die Umwelt einzuwirken (nach Harald Lesch, verfügbar unter: <https://www.swr.de/wissen/1000-antworten/was-befindet-sich-zwischen-dem-atomkern-und-den-elektronen-100.html> [1.9.2023]).

ten lebenden und nicht lebenden Natur verbunden sind bzw. wie eng sie in sehr komplexen Prozessen miteinander interagieren.

Lomas selbst hält es für möglich, die unterschiedlichen Menschenbilder – zum einen der Person als Container und zum anderen der Person als dynamisches Feld – zunächst einmal nebeneinander stehen zu lassen. Er plädiert aber leidenschaftlich dafür, Untersuchungen der dynamischen Natur des Zusammenspiels von Feldern in Zukunft als einen wertvollen Weg für die zukünftige Arbeit in der Psychologie zu nutzen. Es gilt also, das Konzept der Person als dynamisches Feld daraufhin zu untersuchen, ob es ein integraler Bestandteil eines zukünftigen Menschenbildes sein könnte.

Merkmale eines beziehungsorientierten Menschenbildes

Die bisher dargestellten Ansätze eines beziehungsorientierten Menschenbildes sind hier beispielhaft aufgeführt. Zu verweisen ist darüber hinaus unter anderem auf George H. Mead¹²⁶, Martin Buber¹²⁷, Tzevetan Todorow¹²⁸ und Michael Tomasello¹²⁹. Die referierten Konzepte unterscheiden sich im Einzelnen, stimmen aber in den folgenden, in Anlehnung an Künkler¹³⁰ formulierten Aspekten überein:

- Beziehungen wird das Primat eingeräumt. Das heißt: Beziehungen werden nicht als nachträgliche Verbindungen zwischen bereits bestehenden Subjekten und Objekten angesehen. Vielmehr wird angenommen, dass die Subjekte in ihrer spezifischen Form erst durch die ihnen vorausgehenden Beziehungen entstehen und somit auch nicht unabhängig von den spezifischen Beziehungen existieren. Insofern durchläuft der Mensch, worauf Elias¹³¹ verwiesen hat, nicht einen Veränderungsprozess, sondern ist ein Prozess der Veränderung.
- Das Selbst verwirklicht sich in einem sich in ständiger Veränderung befindlichen Raum von Beziehungen mit der lebenden und nicht lebenden Umwelt. Dieser Raum wird als von Kräften durchzogenes Kraftfeld gedacht, das wiederum in größeren Kraftfeldern verortet ist.
- Es werden auch andere Metaphern zur Beschreibung dieser Vorstellung genutzt. In dem Bild des Netzes wird die Person als ein Knotenpunkt vielfältig zusammenlaufender Beziehungen betrachtet, im Bild des Feldes als ein hochkonzentrierter Aspekt dieses Feldes.

- In dem jeweiligen Beziehungsfeld oder Beziehungsnetz sind die Beteiligten Gestaltende und Gestaltete zugleich. Dabei ist es durchaus denkbar, dass einzelne Beteiligte einen größeren Einfluss ausüben als andere.
- Darüber hinaus beeinflussen kulturelle Ideen, Regeln, Werte und daraus resultierende Verpflichtungen diesen Raum, dieses Beziehungsnetz oder Beziehungsfeld.
- Die jeweils gezeigten Eigenschaften, Erlebens- und Verhaltensweisen einer Person sind Gemeinschaftsleistungen der an diesem Beziehungsnetz oder Beziehungsfeld Beteiligten. In einem anderen kann diese Person in ganz anderer Weise in Erscheinung treten. Die Frage nach der Identität verschiebt sich »zu jener danach, aus welche Beziehungen sie als Effekt hervorgeht«. ¹³² Die Person ist in diesem Sinne ein *multi-being*, eine »Personenperson«, von der wir in der Alltagsbegegnung jeweils nur einen Teil zu sehen bekommen. ^{XII}
- Dabei werden die vielfältigen Beziehungen aber durchaus als körperliche Vollzüge betrachtet. Das heißt: Sie sind an den Körper gekoppelt.
- Das Körper-Ich wird als Speicher vergangener und als Medium aktueller Vollzüge verstanden. Der Körper ist Träger der Erfahrungs-, Lern- und Beziehungsgeschichte und entfaltet seinen Einfluss im Raum der Beziehungen. Auch diese Erfahrungsgeschichte ist eine Geschichte spezifischer situativer sozialer Erfahrungen in spezifischen Kontexten. Je nach Ähnlichkeit der Beziehungen des aktuellen Kontextes mit vergangenen Kontexten ist diese Erfahrungsgeschichte in der Gegenwart unterschiedlich wirksam.
- Die körperlich verankerte, narrativ in Erzählungen gefasste Erfahrungsgeschichte sorgt bei aller Betonung des Beziehungsgeschehens dafür, dass es eine Ich-Perspektive gibt, die ein Erleben als einheitliche Person ermöglicht.

XII Im politischen Diskurs führt dieses Phänomen oft zu der Behauptung, dass der Mensch heute Angst vor der »Auflösung von Identitäten« habe. Markus Gabriel (2022, S. 49) hält das für Ideologie. Er ist der Überzeugung, dass in der Bevölkerung eine viel höhere Differenzbereitschaft besteht – also die Bereitschaft, unterschiedliche Identitäten zu leben –, als es das politische Identitätsnarrativ glauben machen will. »Und Differenz heißt, dass wir als Menschen immer in Beziehungen stehen. Ich habe nicht eine isolierte Identität. Und auch die Fragen der geschlechtlichen Selbstbestimmung, die heute in aller Munde sind, gehen mich ja nicht nur als einzelnes Individuum an. Es geht nicht nur darum, als was ich mich fühle, sondern ich bestimme mich immer in einem sozialen Kontext.«

- Die jeweils gemachten Erfahrungen wirken auf das Körper-Ich zurück und können, müssen aber nicht die dort gespeicherten Verhaltensmuster und Verhaltenstendenzen aus früheren Zeiten verändern.
- Da sich die Person des Menschen erst in der Beziehung verwirklicht, kann ein Mensch sich selbst nicht verstehen, wenn er den anderen nicht mitversteht. Das heißt: Ein Mensch, der sich dieses Phänomens bewusst ist, hat zwangsläufig eine wohlwollende Neugier auf den anderen und ein Interesse am anderen. Es geht dann nicht mehr um Konfrontation, Konkurrenz, Kampf, sondern um Empathie und Fürsorge, Solidarität, Zusammenarbeit und Schutz. Mehr noch: Das eigene Wohlergehen ist mit dem des anderen eng verbunden; der Mensch muss also ein Interesse daran haben, dass es dem anderen (ebenfalls) gut geht.

4.3 Mitgefühl als Grundlage der Beziehung zu anderen Menschen, den Tieren und der nicht lebenden Natur

Die Mitleidsethik Arthur Schopenhauers

Der Mensch erkennt sich selbst im anderen, weshalb es ihm möglich ist, mitzuleiden. Dies ist die Kernaussage der Ethik des Philosophen Arthur Schopenhauer. Im Jahr 1840 veröffentlichte er seine *Preisschrift über die Grundlage der Moral*, die er in Reaktion auf eine »Preisfrage nach der Quelle und Grundlage der Moral« seitens der »Königlich Dänischen Societät der Wissenschaften zu Kopenhagen« verfasst hatte. In dieser entwickelte Schopenhauer das, was oft als »Mitleidsethik« bezeichnet wird.

Grundsätzlich hat die Philosophie Schopenhauers einen eher pessimistischen, illusionslosen Charakter. Er nimmt die Menschen – ganz im Sinne des dominierenden Menschenbildes seiner Zeit – wahr als primär auf ihren Vorteil bedachte, egozentrische Individuen und beschreibt, wie durch diese Haltung die Welt mit viel Unglück und Leid erfüllt ist. Denn dieser Egoismus des Individuums führe zwangsläufig dazu, den anderen zu verneinen, wodurch der Mensch nicht nur Leid über den anderen bringe, sondern auch über sich selbst. Allein durch das Mitleid mit dem anderen werde der Egoismus überwunden. Diese Fähigkeit zum Mitleiden bestehe darin, dass der Mensch in der Identifikation mit dem anderen dessen Leid fühle, als sei es sein eigenes.